

Andreas Brämer und Ulrike Fauerbach (Hg.)

Die Große Synagoge am Bornplatz in Hamburg

Beiträge zu Geschichte, Gegenwart und Zukunft
des Areals als jüdisches Kulturerbe

Mit Beiträgen von:

Hendrik Althoff

Andreas Brämer

Yohana R. Hirschfeld

Alexandra Klei

Ulrich Knufinke

Mirko Przystawik

Thomas Wach

Konstantin Wächter

Michael Imhof Verlag



Der vorliegende Band erscheint in Kooperation mit dem
Institut für die Geschichte der deutschen Juden, Hamburg



Andreas Brämer und Ulrike Fauerbach (Hg.)

**Die Große Synagoge am Bornplatz in Hamburg. Beiträge zu Geschichte, Gegenwart und Zukunft
des Areals als jüdisches Kulturerbe**

Kleine Schriften der Bet Tfila – Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa,
herausgegeben von Aliza Cohen-Mushlin, Vladimir Levin und Ulrike Fauerbach, Band 5
Michael Imhof Verlag, Petersberg 2024

Redaktion: Andreas Brämer
Layout & Reproduktion: Michael Imhof Verlag, Petersberg
Druck: mediaprint solutions GmbH, Paderborn

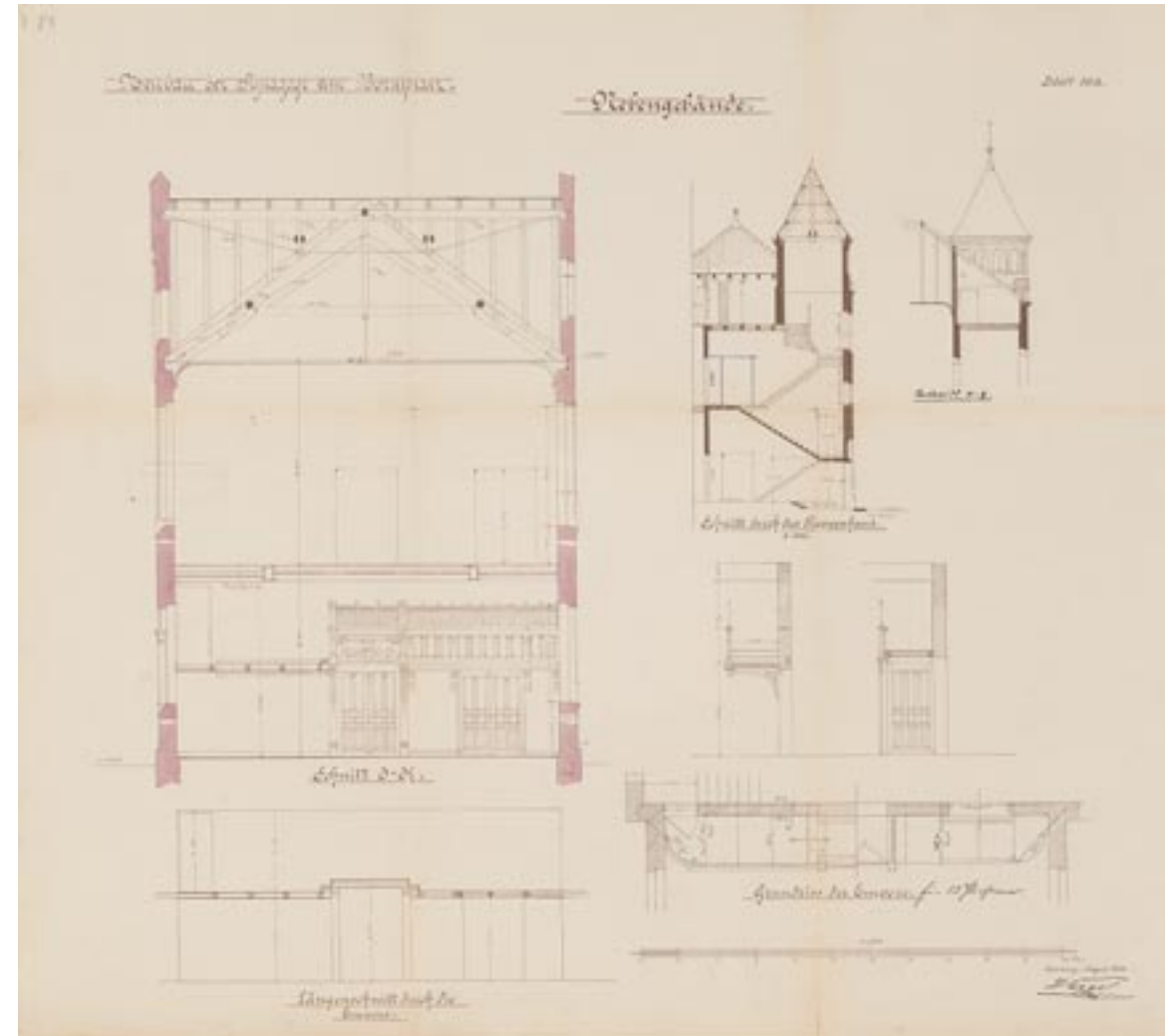
Abbildungen Cover: Gegenüberstellung Ansicht Bornplatzsynagoge historisch –
Neuinterpretation I (Jüdische Gemeinde in Hamburg/Wandel Lorch Götze Wach Architekten)
Abbildungen Rückseite: Außenansicht der Bornplatzsynagoge (links), Bericht über den Abriss
im Hamburger Tageblatt, 14. Juli 1939 (Ausschnitt, Mitte) und Bodenmosaik am Joseph-
Carlebach-Platz, 1988 (Ausschnitt, rechts).

© 2024
Michael Imhof Verlag GmbH & Co. KG
Stettiner Straße 25
D-36100 Petersberg
Tel. 0661/29 19 166-0, Fax 0661/29 19 166-9
www.imhof-verlag.de

ISBN 978-3-7319-1351-1

Inhalt

Vorwort	7
<i>Mirko Przystawik</i>	
Semmy Engel, Ernst Marcus Friedheim und die Bornplatzsynagoge	10
<i>Andreas Brämer</i>	
Joseph Carlebach. Letzter Rabbiner der Bornplatzsynagoge (1936–1941)	21
<i>Hendrik Althoff</i>	
Verwüstet, enteignet, abgerissen. Der dreifache Verlust der Bornplatzsynagoge (1938–1940)	31
<i>Alexandra Klei</i>	
Die Leerstelle als Gedenkort. Zur Beziehung von historischem Ort und Gedenken an die zerstörten Synagogen	43
<i>Konstantin Wächter</i>	
Vermeintliche Präzision. Zum Umgang mit Rekonstruktionszeichnungen in der Synagogenforschung	55
<i>Ulrich Knufinke</i>	
Studierende entwerfen. Projekte für den Standort der Bornplatzsynagoge in Hamburg	71
<i>Thomas Wach</i>	
Von Erinnerungskultur und Kulturerinnerung. Zum Wiederaufbau der Bornplatzsynagoge Hamburg	81
<i>Yohana R. Hirschfeld</i>	
Die Jüdische Gemeinde in Hamburg möchte ihre Hauptsynagoge wiedererrichten. Aber einigen Hamburgern ist ein museales Judentum wichtiger als das heutige jüdische Leben in ihrer Stadt. Missverständnis oder Verwechslung?	89
BILDТАFELN	92
ANHANG	
Zeitstrahl	106
Auswahlbibliografie	110
Kurzlebensläufe	112
Bildnachweis	113

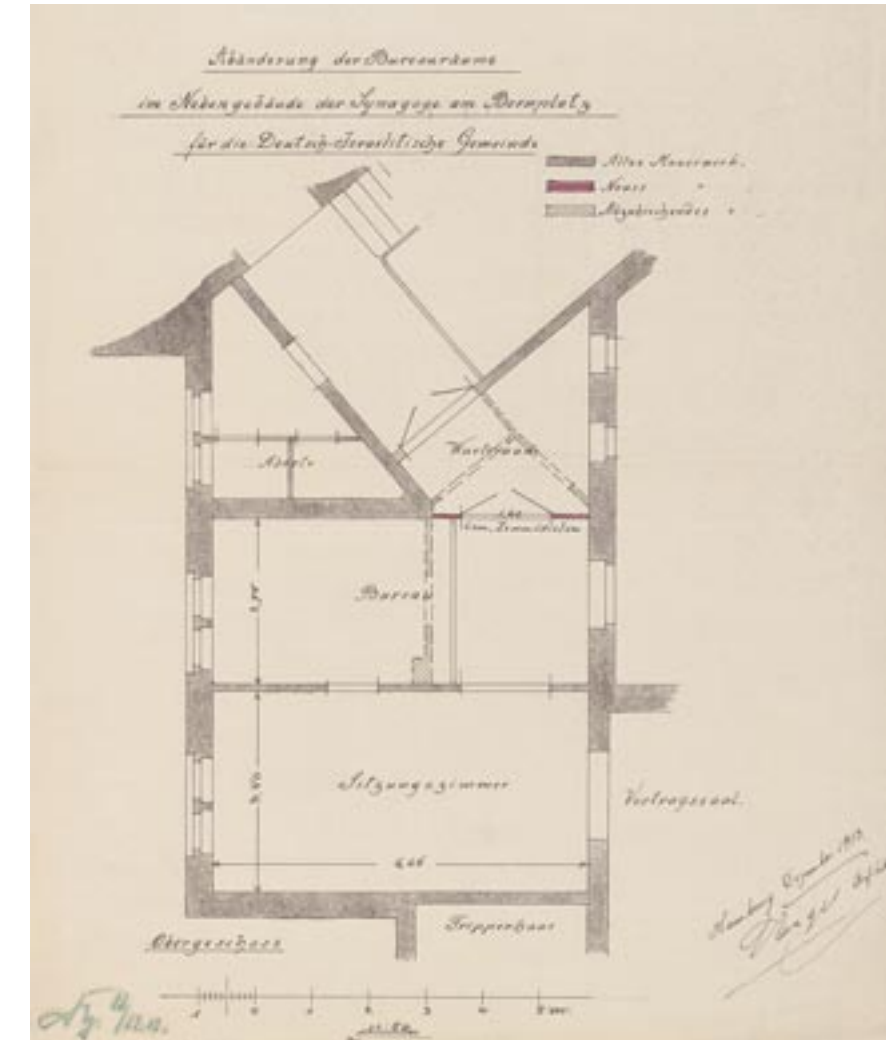


7 Nebengebäudes der Bornplatzsynagoge, Schnitte und Emporengrundrisse der Wochentagsynagoge, Semy Engel, August 1905

der die behördliche Zustimmung erhielt. Da die Bauausführung im Nebenamt freilich zu viel Zeit in Anspruch genommen hätte, engagierte man den freien Architekten Semy Engel, der die Errichtung des Bauwerks koordinierte und überwachte.

Aus der Bauakte geht hervor, dass auch nach der Einweihung noch Bauarbeiten und Veränderungen an der Bornplatzsynagoge vorgenommen wurden:

Am 8. Dezember 1913 reichte Engel eine kleinere Änderung im Obergeschoss des Nebengebäudes ein, die den Umbau eines Büros mit Flur und zwei Aborten zugunsten eines Warteraumes vorsah (Abb. 8). Engel unterzeichnete hier mit dem Zusatz „Architekt“. Die Umbaumaßnahme wurde von der Fa. F. H. W. Fischer durchgeführt und bis Anfang März 2014 abgeschlossen.



8 Nebengebäude der Bornplatzsynagoge, Grundriss für den Umbau des Obergeschosses, Semy Engel, Dezember 1913

Am 20. März 1919 notierte die 3. Ingenieurabteilung der Baudeputation, dass der Plattenbelag vor der Synagoge, der dem öffentlichen Verkehr ausgesetzt war, reparaturbedürftig sei. Die Reparaturarbeiten wurden bis zum 10. Mai 1919 erledigt.

Am 6. Januar 1920 wurde angezeigt, dass im Nebengebäude „in der kleinen Schule“ und im Büro im ersten Obergeschoss je ein Ofen aufgestellt wer-

den sollte, dessen Abzugsrohre durch die Fenster nach außen geführt wurden.

Das Nebengebäude der Bornplatzsynagoge erfuhr noch einmal eine Umgestaltung: Das Büro Engel reichte am 23. Juni 1921 Baupläne aus dem Mai 1921 ein, die den Umbau des Sitzungssaales im ersten Obergeschoss des Nebengebäudes zu zwei Sitzungszimmern, einem Sprechzimmer sowie einem



1 Lotte Carlebach mit den neun Kindern, 1931

der etwa 900 Mitglieder zählende Tempelverband, der aus dem ‚Neuen Israelitischen Tempelverein‘ von 1817 hervorgegangen war. Ein neues Bethaus, im Stil des Neuen Bauens entworfen, stand den Liberalen seit 1931 in der Oberstraße im Stadtteil Harvestehude zur Verfügung. Joseph Carlebach hingegen wurde von dem orthodoxen Deutsch-Israelitischen Synagogenverband unter Vertrag genommen, der sich 1868 konstituiert hatte und etwa 750 Haushalte umfasste. Der Synagogenverband genoss in religiöser Hinsicht gewisse Privilegien, da er die rituelle Aufsicht über die *rites de passages* (Beschneidungen, Trauungen, Ehescheidungen, Beerdigungen), das Badehaus, das Schächtwesen und den Handel mit koscherem Fleisch führte. Darüber hinaus richtete er die Gottesdienste in der Bornplatzsynagoge aus, die dort nach überliefertem Ritus stattfanden.

Die orthodoxen Gläubigen ließen es sich nicht nehmen, ihren neuen Oberrabbiner feierlich willkommen zu heißen. Die Einführungszeremonie fand am 22. April 1936 in der Gemeindesynagoge Bornplatz statt, die sich zu diesem Anlass opulent geschmückt und festlich beleuchtet präsentierte. Hamburgs größte und zugleich einzige freistehende Synagoge zeugte seit ihrer Einweihung 1906 als weithin sichtbares Symbol für den Erfolg jüdischer Integrationsbemühungen in der Hansemetropole. Vierzehn Rabbiner, die Mitglieder aus den Verwaltungskörperschaften der Deutsch-Israelitischen Gemeinde, der Portugiesisch-Jüdischen Gemeinde wie auch der Hochdeutschen Israeliten-Gemeinde zu Altona, Vertreter der Synagogengemeinden Wandsbek, Harburg, Bremen, Lübeck und Stade sowie zahlreiche Repräsentanten jüdischer Organisationen, Verbände und Vereine fanden sich zur Fest-

stunde am Grindel ein. Insgesamt nahmen mehr als 200 Ehrengäste und 1.500 weitere Personen an der Feier teil. Da der Platz in dem Gotteshaus bei Weitem nicht ausreichte, wurde die Veranstaltung durch eine Lautsprecheranlage in die Aula der Talmud-Tora-Realschule übertragen. Dort versammelten sich weitere 500 Menschen, die Joseph Carlebach noch vor seinem feierlichen Eintritt in die Synagoge begrüßte. Dass Vertreter von Senat und Behörden weder selbst anwesend waren noch ein schriftliches Grußwort übermittelten, muss nicht weiter verwundern. Indessen hatten sich vermutlich Vertreter der Gestapo unter die Gäste gemischt, wie sie auch in nachfolgenden Jahren zuweilen die von Carlebach geleiteten Gottesdienste überwachten.

Nach der Begrüßung durch den Vorsitzenden des Synagogenverbandes, Dr. Hugo Zuntz, und der Ansprache Rabbiner Dr. Jakob Hoffmanns (1881–1956) aus Frankfurt/Main, den der Präsidialausschuss der Reichsvertretung der Juden in Deutschland als Delegierten entsandt hatte, richtete Joseph Carlebach erstmalig als Oberrabbiner das Wort an die versammelten Beter. Zur Zukunft der Juden im Deutschen Reich äußerte er sich in seiner Festpredigt mit verhaltener Zuversicht, die er nicht zuletzt an die Heilsversprechungen der jüdischen Überlieferung geknüpft wissen wollte: „Wir glauben an die Menschheit, wir glauben auch an Deutschland trotz aller Enttäuschung. [...] wir [werden] nicht aufhören, für unser Land zu beten, werden hoffen und glauben und gewiß sein, daß ein neuer Menschheitsfrühling kommen wird, wo man das Volk der Treue und des Martyriums wieder mit offenen Armen und mit gerechter Würdigung aufnehmen wird.“

Mit der Liberalität und Weltoffenheit der Hansestadt Hamburg, die Carlebach im Verlauf seiner mehrjährigen Tätigkeit an der Talmud-Tora-Realschule 1921 bis 1925 so sehr ans Herz gewachsen war, hatten die nationalsozialistischen Machthaber freilich seit 1933 gründlich aufgeräumt. Unter dem

Eindruck der totalitären Gleichschaltung sämtlicher Gesellschaftsbereiche hatte aber auch die Deutsch-Israelitische Gemeinde einen erkennbaren Wandel vollzogen. Ihre demokratischen Strukturen versuchten sie nach Möglichkeit zu bewahren, doch griff ihre herkömmliche Betreuung der Mitglieder zu kurz, um die Wucht der rassistischen Diskriminierung und Entrechtung im jüdischen Alltag wirksam abzufedern. Konsequenterweise ausgerichtet an den Bedrängnissen der Mitglieder, beschritten die gemeindeeigenen Institutionen bald neue und zum Teil unkonventionelle Wege, die zu spürbaren Erleichterungen im täglichen Daseinskampf führten. Eine engagierte, auf Solidarität fußende Sozialfürsorge und Wohlfahrtspflege, Beratungsstellen in ökonomischen Angelegenheiten und Auswanderungsfragen, Einrichtungen zur Berufsumschichtung – darunter Lehrwerkstätten und Haushaltungsschulen – und andere Initiativen der Selbsthilfe trachteten die um sich greifende Not in den jüdischen Familien zu lindern. Allerdings waren dieser Arbeit Grenzen gesetzt. Die vom NS-Regime beabsichtigte Zerstörung der wirtschaftlichen Existenzgrundlagen konnte sie weder aufhalten noch umkehren. Dass die Jüdinnen und Juden ihren gesellschaftlichen Verkehr zunehmend auf die Gemeinschaft ihrer Glaubensgenossen beschränken mussten, zeigte sich überdies in einer Fülle von konfessionellen Vereinen. Ein vielseitiges Veranstaltungsangebot, das sich wachsender Beliebtheit erfreute, machten die Anstalten der Jugend- und Erwachsenenbildung. Der 1934 gegründete Hamburger Zweig des ‚Jüdischen Kulturbunds‘ bot zudem ein umfangreiches künstlerisch-wissenschaftliches Programm von und für Juden, das aber notgedrungen die kulturelle Isolation der Minderheit zu befestigen half.

Die NS-Politik der Hansestadt war darauf ausgerichtet, nicht nur die jüdische Auswanderung zu forcieren, sondern auch Hinweise auf die jüdische Vergangenheit und Gegenwart aus dem Stadtbild zu tilgen. Bereits im Jahr vor dem Wechsel Joseph



1 Der Synagogenstandort als Bauplatz: 1942 errichteten die NS-Behörden im Bereich des vormaligen Bornplatzes einen Hochbunker, der derzeit nach wie vor von der Universität Hamburg genutzt wird. Im Vordergrund ein Ausschnitt des 1988 eingeweihten Synagogenmonuments. Hamburg, 17. Oktober 2022. Foto: Alexander Janetzko

macht den Platz nicht zu einem städtischen, der über eine hohe Aufenthaltsqualität verfügt, aber das ist auch nicht seine Aufgabe: Vielmehr wird hier die Bedeutung und Geschichte der Leerstelle im Raum als Raum verankert. (Abb. 1) Um diese Überlegung für eine Erinnerung zu erfassen, lohnt es sich, einige Meter weiter südlich den Standort der vormaligen Neuen Dammtor Synagoge einzubeziehen. Die 1895 errichtete und 1927 erweiterte, in seinen Fassaden und dem Innenraum orientalisierend gestaltete Synagoge war in einem Hinterhof gelegen und wurde im Juli 1943 durch einen Bombertreffer zerstört. Ihr Areal wurde im Unterschied zu dem der Bornplatzsynagoge über-

baut und ist heute im städtischen Raum nicht mehr ablesbar. Zwar gibt es seit 1995 eine Gedenktafel, allerdings ist nicht nur deren Bezug zum historischen Gebäude völlig unklar, sondern aufgrund ihrer Größe, Gestaltung und Lage ist sie zudem im öffentlichen Raum nahezu unsichtbar. (Abb. 2) Die Gründe für die geringe Bedeutung innerhalb der Hamburger Gedenklanschaft sind vielfältig. Dabei ist die unklare und gleichzeitig nahezu unsichtbare Verortung einer Erinnerung an das historische Gebäude nicht nur in einer Hierarchisierung der Erinnerung begründet, sondern leistet ihr gleichzeitig auf Dauer weiter Vorschub.



2 Die nachgeordnete Erinnerung: Bereich des vormaligen Standorts der Neuen Dammtor Synagoge und eine zu ihrem Gedenken aufgestellte Tafel. Hamburg, 17. Oktober 2022. Foto: Alexander Janetzko

Die Markierung der Leerstelle. Tafeln und Gedenksteine

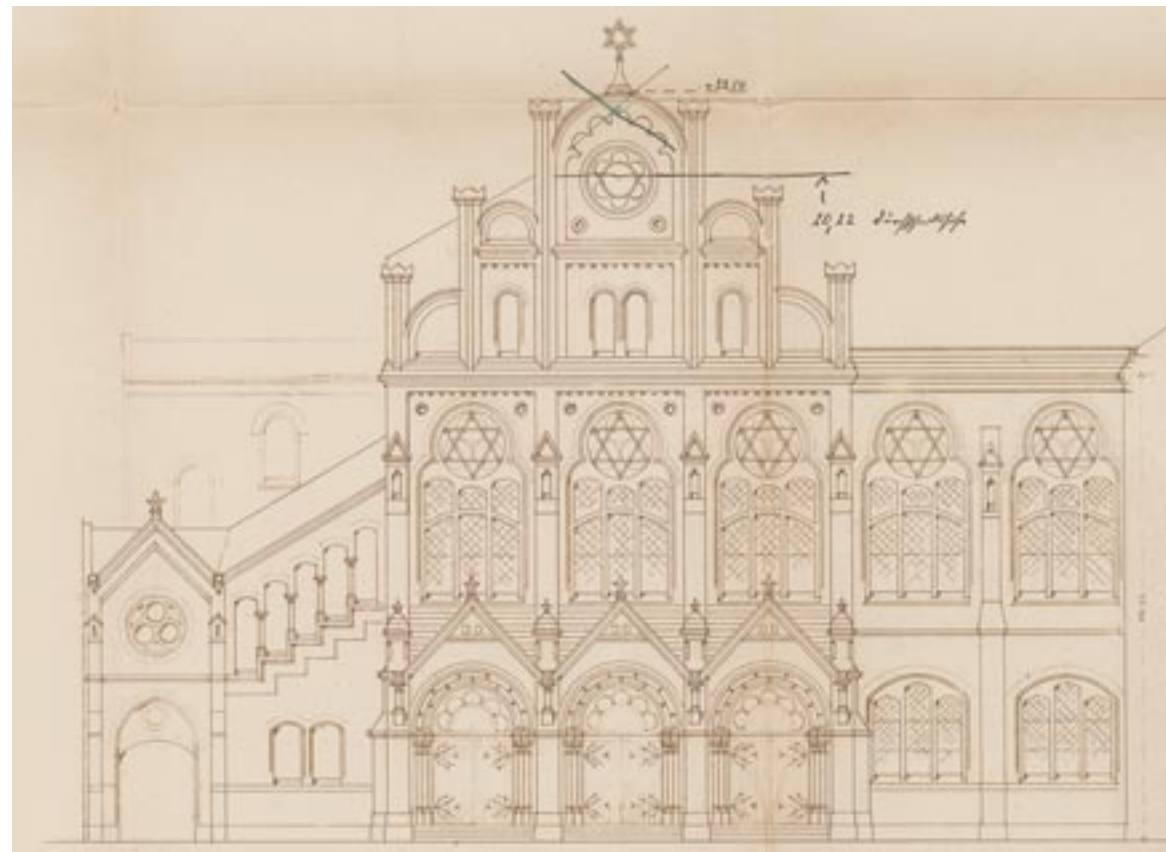
Bereits unmittelbar nach der Befreiung der Konzentrationslager und dem Ende des Zweiten Weltkrieges hatte in Deutschland die Setzung von materiellen Zeichen für eine Erinnerung an die Opfer der nationalsozialistischen Verbrechen vor allem an Grabstätten in der Umgebung vormaliger Lager oder entlang der Strecken von Todesmärschen begonnen. Daneben entstanden bereits sehr früh aber auch Erinnerungszeichen für zerstörte Synagogen. Gedenktafeln wurden dabei zunächst die am häufigsten verwendete Form. Initiiert wurden sie von unterschiedlichen Akteur:innen: In Frankfurt am Main war es die Alliierte Militärverwaltung, die im März 1946 die Tafeln für die Börneplatz- und für die vormals nahe gelegene Haupt-

synagoge anbringen ließ, während in Düsseldorf die Einrichtung im November 1946 auf den damaligen Oberbürgermeister Karl Arnold (CDU) zurückgehen soll. Zudem fanden erste Denkmalsetzungen in diesen Jahren statt, die auf ein Engagement von jüdischen Displaced Persons zurückgehen: In Lüneburg ließen diese 1950 ein Denkmal für die zerstörte Synagoge aufstellen, vier Jahre zuvor, im September 1946, war ein solches bereits in der Stadt Seesen, gelegen zwischen Braunschweig und Göttingen, entstanden. Von den rund 70 Mitgliedern der dortigen Nachkriegsgemeinde hatten nur zwei der Vorkriegsgemeinde angehört. Die Inschrift besitzt hier eine Besonderheit im Vergleich zu anderen Erinnerungszeichen

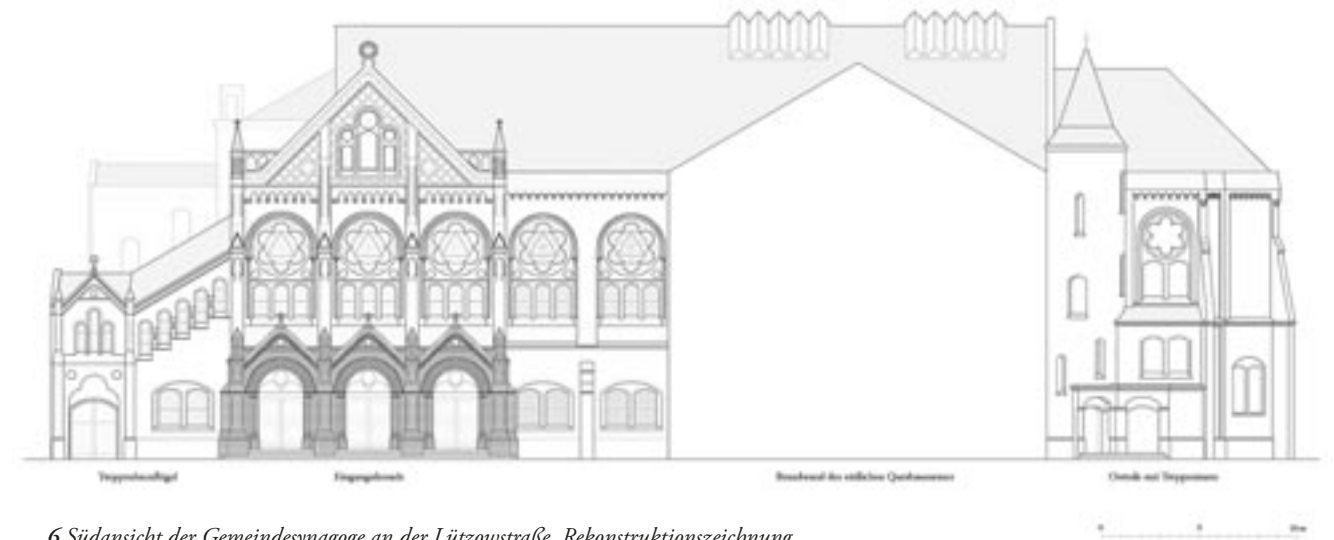
Fallbeispiel 2: Variierte Rekonstruktionsschärfe (Südansicht, Synagoge Lützowstraße)

Das vorangestellte Fallbeispiel konnte auf einer guten Ausgangslage überlieferter Plandokumente aufbauen, wobei erleichternd hinzukam, dass die jüngsten Grundrissdarstellungen aus den Aktenkonvoluten annähernd den tatsächlichen Bauzustand der Synagoge wiedergeben. Schwieriger ist eine Rekonstruktion, wenn das Planmaterial bedeutend von der realisierten Baugestalt abweicht. Dies soll nun ebenfalls anhand der Synagoge an der Lützowstraße in einem zweiten Fallbeispiel zur Darstellung mit variierte Rekonstruktionsschärfe erläutert werden. Der Aufbau ihrer hierfür herangezogenen Südfassade ist wiederum über Pläne im Landesarchiv Berlin in vielen Details nachvollziehbar. Allerdings sind neben dem

Bauantragsplan vom 19. Juni 1896 keine jüngeren Zeichnungen der Fassade archiviert. Daraus könnte vermeintlich hervorgehen, dass die Fassadengestaltung mit den späteren Planungen nicht mehr wesentlich verändert wurde. Ihr architektonischer Aufbau war aufgrund der herausragend repräsentativen Lage am Synagogenvorhof besonders aufwendig mit zahlreichen Ziergliedern in neuromanischen Formen gehalten. Mit insgesamt fünf Wandfeldern am Vorhof und dem im Westen anschließenden Treppenhof zu den Frauenemporen umfasste die Zeichnung des Bauantrages annähernd die Hälfte der südlichen Fassadenabwicklung (Abb. 5). Im Osten wurde der Vorhof durch den südlichen Quer-



5 Gemeindesynagoge Lützowstraße: Hofansicht von Süden aus dem Plankonvolut des Bauantrages vom 19.6.1896



6 Südansicht der Gemeindesynagoge an der Lützowstraße, Rekonstruktionszeichnung

hausarm begrenzt, dessen Giebelfront als Brandwand bis an die Parzellengrenze rückte und somit eine Zäsur in der Fassadenabfolge bildete (Abb. 1). Für die Darstellung im Bauantrag war die Brandwand offenbar ebenso wenig relevant wie eine Südansicht des Ostabschlusses der Synagoge, da beide Darstellungen in den Unterlagen fehlen.

Die repräsentative Eingangsfassade am Synagogenvorhof sollte mit dreiteilig in Portal-, Fenster- und Giebelzone gegliedertem Fassadenaufbau und ebenfalls dreiteiliger über Wandvorlagen definierter Vertikalgliederung realisiert werden, wobei ein mächtiger Giebel den Fassadenabschluss bildete. Im Erdgeschoss umfasste der Entwurf drei von Wimpergen überfangene rundbogige Portale, deren Gestaltung Bezüge zu zeitlich nahestehenden Kirchenbauprojekten aufzeigte. Für die darüber anschließende Fensterzone sollten segmentbogig abschließende Dreifenstergruppen mit verspringender Kämpfer- und Scheitelhöhe und darüber Oculi mit eingestellten Davidschilden entstehen, die großzügige im Kleeblattbogen abschließende Fensternischen zusammenfassten. Der gestufte Giebel wäre hingegen von den filialartig über den Ortgang hinaus verlängerten Wandvorlagen in fünf Wandfelder gegliedert

worden, während Kriessegmente die einzelnen Giebelfelder überfangen sollten. Damit erinnerte das Giebelfeldmotiv der Entwurfszeichnung entfernt an Kirchen der italienischen Renaissance, wird etwa an die Fassade von San Zaccaria in Venedig erinnert, die um 1485 nach Plänen von Antonio Gambelli begonnen und in den letzten beiden Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts unter Mauro Codussi vollendet wurde. Motivisch widersprach der Giebelabschluss somit der darüber hinaus mittelalterlich anmutenden Wirkung der Synagogenfassade. Zudem wurde die Giebelhöhe bei Prüfung der Unterlagen durch das Bauamt kritisiert und sollte niedriger ausgeführt werden. Die schließlich realisierte, über historische Fotografien überlieferte Eingangsfassade am Synagogenvorhof wich daher deutlich vom ursprünglichen Entwurf ab (Abb. 6). Während die Portalzone noch annähernd dem Bauantragsentwurf entsprach, zeigte dem gegenüber bereits die Fenstergliederung Veränderungen. So wurden die Dreifenstergruppen auf unterer Ebene niedriger mit einheitlicher Kämpfer- und Scheitelhöhe der Segmentbogenabschlüsse ausgeführt. Die darüber gelegenen Oculi waren vergrößert und zeigten eingestellte Sechspässe. Auch die Fensternischen schlossen einfacher gegliedert, mit einem breiten Rund- anstatt des



1 Situierungen: städtebauliche Modelle von Anna Martens, Nadin El-Hauary, Patricia Cott, Paul Fricke und Sarah Al-Masoud, Brandenburgische Technische Hochschule Cottbus-Senftenberg, Entwerfen und Bauen im Bestand, Prof. Per Pedersen, in Kooperation mit dem Fachgebiet Bildende Kunst, Prof. Jo Achermann

ben in der Gegenwart Hamburgs mit einem angemessenen Bauwerk sichtbar zu machen. Selbst wenn dort schließlich nicht gebaut würde und man den Platz mit dem als Bodengestaltung ausgeführten „Synagogenmonument“ von Margrit Kahl (1988) als Mahnmal für die Opfer der Shoah und als Denkmal der Geschichte der Hamburger und der deutschen Erinnerungskultur unverändert bestehen ließe, wird es sich lohnen, sich nicht nur abstrakt, sondern mit konkreten Entwürfen vor Augen zu führen, welche räumlichen, gestalterischen und funktionellen Ansätze an diesem Ort denkbar sind.

2021 haben mehrere Entwurfslehrstühle an Architektur fakultäten deutscher Hochschulen das Projekt einer neuen Synagoge am Joseph-Carlebach-Platz als Aufgabe für ihre Studierenden herausgegeben. Die Technische Hochschule Darmstadt (Entwerfen und Baugestaltung, Prof. Wolfgang Lorch), die Bauhaus-Universität Weimar (Entwerfen und komplexe Gebäudelehre, Prof. Jörg Springer), die HafenCity Universität Hamburg (Entwerfen und Gebäudelehre, Prof. Gesine Weinmiller) und die Technische Universität Dresden (Gebäudelehre und Entwerfen, Prof. Ivan Reimann) kooperierten hierbei. Die



2 Ansicht von Norden, Ina Lafrentz und Samuel Pahlke, HafenCity Universität Hamburg, Entwerfen und Gebäudelehre, Prof. Gesine Weinmiller

Website „www.synagogen-projekt.de“ dokumentiert die Entwürfe der Studierenden, die auch den Standort der Synagoge in der Poolstraße in Hamburg sowie am Fraenkelufer in Berlin bearbeiten konnten. Unabhängig hiervon lieferten Studierende der TU Braunschweig (Entwerfen und Raumkomposition, Prof. Volker Staab) Projekte für die genannten Grundstücke.

An der Brandenburgischen Technischen Hochschule Cottbus-Senftenberg (Entwerfen und Bauen im Bestand, Prof. Per Pedersen, in Kooperation mit dem Fachgebiet Bildende Kunst, Prof. Jo Achermann) befassten sich die Studierenden ausschließlich mit der Bornplatzsynagoge, ihre Entwürfe wurden 2021 im AIT-ArchitekturSalon Hamburg ausgestellt und öffentlich diskutiert.

Entwurfslehrstühle greifen für ihre Aufgaben gern aktuelle, öffentlich kontrovers diskutierte Projekte auf – veranschaulichen solche Prozesse doch den Studierenden unmittelbar, dass Architektur zu entwerfen, eine Aufgabe ist, die über die engen Fachkreise hinaus soziale, politische und kulturelle Relevanz, ja sogar eine historische Dimension hat. In solchen Kontroversen wird ausgehandelt, wie unsere gebaute Umwelt in Zukunft aussieht.

In der Vielfalt der studentischen Entwürfe zeigt sich dann oft eine überraschende Offenheit, ein neuer Blick. Die manchmal ungewöhnlichen räumlichen Ideen der Studierenden wollen und können wiederum zur öffentlichen Diskussion beitragen – nicht zuletzt als „Augenöffner“ für bislang ungesehene Möglichkeiten.



Außenansicht der Bornplatzsynagoge